Der Hausfreund
UNTERHALTUNGSBEILAGE ZUM „OSTDEUTSCHEN VOLKSBLATT"
Nr. 13 Lemberg, am 9. Scheiding (September) 1928



11)

Sie wandte sich jäh und erschreckt um, und glaubte ihren Augen nicht trauen zu dürfen.

„Edgar — du?"

Graf Laßwitz stand schon an ihrer Seite, freudestrahlend, siegesbewußt und mit lustig blitzenden Augen.

„Grüß Gott, Kusinchen — da bin ich. Ein netter Ueberfall — wie?"

Und nun nahm er ihre Hände und küßte sie abwechselnd mit leidenschaftlicher Innigkeit.

Sie ließ es über sich ergehen, denn sie hatte sich von ihrer Ueberraschung noch nicht erholt.

„Wie kommst du denn hierher, nach Lugano, Edgar?" fragte sie endlich.

„Auf ganz natürliche Weise," erwiderte er übermütig, „mit der Bahn durch den Gotthard."

„Das meine ich doch nicht," wies sie ihn ab, „sondern, welche Veranlassung dich hierher geführt hat."

„Eine sehr wichtige, schöne Kusine. Ich wollte dich überraschen, dich besuchen."

„Sehr freundlich von dir," erwiderte sie lächelnd, „aber darum allein wirst du die weite Reise nicht gemacht haben."

„Hältst du diesen Grund etwa nicht für stichhaltig genug?" fragte er mit blitzenden Augen.

„Ganz und gar nicht," lachte sie jetzt. „Dir, Weltenbummler, ist nur wieder die heimatliche Scholle zu eng geworden. Dich trieb's hinaus mit Sehnsucht."

„Nach dir," ergänzte er. „Weißt du auch, daß deine Flucht mich in eine gelinde Raserei versetzt hat?"

„Von Flucht war wohl keine Rede. Ich mußte auf die Nachricht hin sofort abreisen. Das haben dir die Meinigen doch erzählt und dir meine Grüße bestellt?"

„Allerdings — aber — fort warst du nun einmal, und hast mir nicht Lebewohl gesagt. So komme ich denn selbst, um es mir zu holen."

„Ach — Torheit!" warf sie ein.

Sein Blick glitt jetzt über ihre Gestalt hin, wie ein Kenner ein Kunstwerk mustert, dessen Schönheit ihm offenbar wird. Sie erschien ihm in dem Schwesternkleide noch verführerischer als vorher.

„Außerdem", fuhr er fort, „wollte ich dich in deiner Schwesterntracht einmal sehen. Donnerwetter, Kleine — du hättest keine geeignetere Tracht wählen können, um deine Schönheit voll zur Geltung zu bringen."

„Also noch immer der alte Schwerenöter," meinte sie leichthin.

„Und du hast mich nicht einmal willkommen geheißen, Carmen," sagte er jetzt, ihre Hände von neuem ergreifend und küssend. „Freust du dich denn nicht ein bißchen, daß ich dich hier aufsuche?"

„Gewiß freue ich mich," erwiderte sie, seinem flammenden Blick ausweichend und ihm ihre Hände entziehend. „Wie lange gedenkst du dich in Lugano aufzuhalten?"

„Kind — ich glaube, du wärest mich am liebsten schon wieder los!" rief er argwöhnisch.

Sie lachte herzlich und sah dann auf ihre Uhr.

„Ein wenig Zeit habe ich noch, dann muß ich wieder heim, denn ich bin durch meinen Beruf sehr in Anspruch genommen. Es ist nicht wie in Ulmenhorst, und wir werden nicht viel von einander haben, Edgar."

„Warum nicht?" fuhr er auf. „Du hast doch sicherlich Freistunden?"

„Die habe ich eben jetzt, sonst würdest du mich hier nicht getroffen haben," gab sie zur Antwort.

„Nun, so treffen wir uns alle Tage um dieselbe Zeit hier am Kai."

„Das geht doch nicht, Edgar," wehrte sie erschrocken. „Wenn uns jemand zusammen sähe!"

„Was schadete das?"

Sie wurde rot.

„Eine Krankenpflegerin, die sich täglich Rendezvous mit einem fremden, eleganten Herrn gibt — siehst du denn nicht ein, daß das unmöglich ist?"

„Aber mit deinem Vetter, Carmen?" wendete er ein.

„Das noch viel weniger. Du weißt, daß ich sozusagen inkognito hier bin. Niemand im Sanatorium ahnt meinen wahren Stand."

„Warum verleugnest du ihn eigentlich?" fragte er und machte eine einladende Handbewegung nach der Bank, wo Carmen vorhin gesessen hatte. „Wollen wir uns nicht lieber setzen?"

Sie sah sich scheu und verstohlen um, ehe sie sich zögernd auf die Bank niederließ. Er setzte sich an ihre Seite. „Nun, Carmen, warum?" fragte er noch einmal.

„Weil ich als Gräfin meinen Beruf nur halb erfüllen würde," antwortete sie kurz.

„Das verstehe ich nicht — es gibt viele Gräfinnen, die ihn als solche ausüben."

„Mag sein, aber ich wünsche nicht, daß man mir um der ‚Gräfin' willen irgendwelche Rücksichten erweisen zu müssen glaubte. Ich beanspruche nur die, die meiner Persönlichkeit gelten."

„Das klingt sehr stolz, sieht dir aber ähnlich. Unter diesen Umständen werde ich dich also lieber im Sanatorium als einfacher Müller oder Schulze aufsuchen, der dir Grüße von deinen Angehörigen zu bringen hat," entschied er schnell.

„Auch das geht nicht — nimm es mir nicht übel, Edgar. Ich wüßte nicht einmal, wo ich dich empfangen sollte."

„Nun — zum Teufel — ihr werdet doch einen Raum zur Verfügung haben!" rief er, jetzt ungeduldig werdend.

„Wir haben nur die allgemeinen Gesellschaftsräume für die Patienten. Wenn ich dort meine persönlichen Bekannten empfangen wollte, so wäre das — —"

„Aber, höre einmal, Carmen," unterbrach er sie gereizt, „ich glaube, du gehst in deinem Pflichtgefühl zu weit oder willst mich nur auf gute Manier los werden."

„Edgar —"

„Oder ich bin dir irgendwo und wie im Wege," fuhr er, von plötzlicher argwöhnischer Eifersucht befallen, fort.

Sie zuckte unmutig mit den Schultern:

„Du würdest mich allerdings in eine peinliche Lage bringen," gestand sie zu. „Denn dein Besuch müßte unter allen Umständen Aufsehen erregen, was ich in meiner Stellung vermeiden muß."

„So," sagte er verstimmt, „und glaubst du wirklich, daß ich die weite Reise hierher gemacht hätte, um dich nur einmal flüchtig begrüßt zu haben, noch dazu, wo ich gezwungen bin, mich für einige Zeit in Lugano aufzuhalten?"

„Gezwungen?" fragte sie jetzt, froh, ablenken zu können, „so hast du doch einen ernsteren Grund zu deiner Herreise — ich dachte es mir ja."

„Nein, mein Kind, einen ernsteren gibt es für mich nicht — aber ich hatte heute, als ich die halsbrecherische Treppe vom Bahnhof dort oben durch den Ort nach dem See hierherging, das Glück — pardon, Pech, mir den Fuß zu verstauchen. Ich glaube, der Knöchel schwillt an, und ich werde einen Arzt konsultieren müssen."

Sie lachte wie zu einem Scherz, den er machte, obgleich er ganz ernsthaft dabei aussah.

„Du lachst dazu?" fragte er vorwurfsvoll. „Glaubst du mir etwa nicht?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, Edgar — du flunkerst ja doch nur."

„Oho."

Er sprang auf und machte einige humpelnde Schritte, wobei er sich auf die Lippe biß, als unterdrücke er einen heftigen Schmerz.

„Glaubst du mir nun?"

„Offen gestanden — nein. Du konntest doch vorhin noch ganz gut gehen."

„Weil ich mich eben mit Aufbietung aller meiner Kräfte dazu zwang, trotz des heftigen Schmerzes. Oder sollte ich dir den Kommentar zu deiner sehr schmeichelhaften Ansicht geben, daß alle Männer wehleidig sind?"

Nun lachte sie wieder.

„Es wird nicht weit her sein," meinte sie dann halb neckend.

„Das kann man nicht wissen," gab er zur Antwort. „Jedenfalls will ich einen Arzt zu Rate ziehen. Kannst du mir deinen heiligen Salvator empfehlen?"

Nun erschrak Carmen. Hatte er wirklich die Absicht und die Kühnheit, sich in ihr Reich zu drängen?

„Empfehlen könnte ich ihn wohl, aber er behandelt meist nur die Patienten seines Sanatoriums," wich sie aus.

„Er wird doch Ausnahmen machen."

„Geh lieber zu einem anderen Arzt," riet sie.

„Warum?" fragte er, ihr aufmerksam ins Gesicht sehend, in dem sich deutlich ihre Verlegenheit abspiegelte. „Fürchtest du, ich würde unsere Verwandtschaft oder Bekanntschaft verraten?"

Sie nickte nur.

„Du kannst beruhigt sein, deine Wünsche sind mir selbstverständlich Befehle. Wir kennen uns nicht. Bist du nun zufrieden?"

„Ich habe dein Wort?"

„Mein Ehrenwort," sagte er mit etwas süßsaurer Miene.

„Warum bist du eigentlich so ängstlich, daß dein Stand hier verraten werden könnte," setzte er hinzu. „Was fürchtest du davon?"

„Das habe ich dir schon einmal auseinandergesetzt," antwortete sie ein wenig ungehalten, „und ich hoffe, du richtest dich danach."

„Selbstverständlich — spielen wir also ein wenig Komödie miteinander. Uebrigens — wie heißt eigentlich dein Professor? Ich hörte nur immer etwas von San Salvatore."

„Das ist der Name des Sanatoriums. Der Besitzer ist Professor von Hartungen."

„Hartungen? Hartungen?" rief Laßwitz jetzt überrascht, und als hätte er sich verhört.

„Ist er dir vielleicht bekannt?" fragte sie.

„Er ist Deutscher und soll auch in Berlin gewesen sein."

„Ich wüßte nicht."

„So — so — nein — ich kenne ihn nicht. Woher sollte ich! Ist der Mann verheiratet?"

„Er ist Witwer."

„Kinderlos?"

„Er hat ein Kind, das aber nicht bei ihm lebt."

„So — hm — ja — also — was ich vorhin sagte — nein, ich kenne ihn nicht — der Name kam mir nur bekannt vor. Ist ja nicht selten. Weiß der Himmel, wo ich ihn schon einmal hörte —. Also ich werde mich jetzt zu besagtem Hartungen begeben, wenn du gestattest. Ich nehme an, daß du nicht mit mir zusammen gehen willst."

„Nein — bitte, gehe voraus. Um vier Uhr beginnt seine Sprechstunde, dann ist auch meine freie Zeit abgelaufen, und ich muß pünktlich wieder im Sanatorium sein."

„Schön — wie du befiehlst."

Er küßte ihr die Hand und wandte sich zum Gehen.

„Auf Wiedersehen!" rief er, sich noch einmal umwendend, in einem neckenden Ton und mit spitzbübischem Ausdruck im Gesicht.

Carmen sah ihm mit gemischten Gefühlen nach. Ueberraschungen verfehlen doch meist ihren Zweck, dachte sie. Die Freude des Wiedersehens war durch ein Gefühl vager Besorgnis beeinträchtigt. Obgleich sie sah, daß er etwas hinkte, traute sie ihm nicht recht, und sein letzter Blick gab ihr zu denken. Was hatte er vor? Verliebt, wie er noch immer zu sein schien, war ihm alles zuzutrauen, und sie wußte auch, daß er sich mit dieser einen Zusammenkunft nicht begnügen würde. Wo aber konnte sie ihm unbemerkt und unauffällig begegnen? Ganz abgesehen davon, daß sie alle Augenblicke von Patienten des Sanatoriums überrascht werden konnte, machte sie ihre Schwesternkleidung schon zu einer Person, die jedem auffiel, und deren Tun und Lassen vor aller Oeffentlichkeit stand. Außerdem war es gegen ihre Denkungsart und Grundsätze, sich mit ihm ein heimliches Rendezvous zu geben. Daraus hätte Edgar nicht allein Schlüsse ziehen können, es würde sie auch vor Hartungen herabgesetzt haben, selbst wenn er nie davon erfuhr.

So sah sie sich durch Laßwitz' Ankunft vor Konflikte gestellt, die sie zum mindesten beunruhigten. Verflogen war die weiche und doch frohe Stimmung, die sie vor seinem Eintreffen empfunden hatte. Sie grübelte immer nur dem einen Gedanken nach: Was kannst du tun, um seine Abreise zu beschleunigen, und ihn doch nicht allzusehr zu kränken? Auf welche Weise wird er sich dir wieder zu nähern suchen?

Daß sie sein Ehrenwort hatte, beruhigte sie einigermaßen, und sie beschloß endlich, auf Umwegen, damit sie ihm nicht etwa wieder in die Arme lief, zum Sanatorium zurückzukehren.

Unbehelligt kam sie dort an, aber als sie gerade im Begriff stand, sich durch eine der vielen Türen in eins der Zimmer in Sicherheit zu bringen, trat ihr Giovanni entgegen. Er schien hier auf sie gewartet zu haben.

„Der Herr Professor lasse die Schwester bitten, sich nach Zimmer 39 zu begeben. Dort wäre ein neuer Patient eingezogen."

„Ein neuer Patient?" fragte sie erstaunt.

„Si — ein Conte," antwortete der Diener.

Nun durchfuhr sie ein Schreck.

Wäre es möglich, daß Edgar sich hier einlogieren wollte, um auf diese Weise unauffällig in ihre Nähe zu kommen? Welchen Unannehmlichkeiten und Gefahren setzte er sie damit aus! Konnte ein unbedachtes Wort oder ein Blick ihr Verhältnis zueinander nicht verraten, und wenn es geschah, was mußte man von ihr halten?

Solche Gedanken schossen ihr wie der Blitz durch den Kopf. Sie zürnte Edgar ernstlich und wäre am liebsten einer Begegnung in Hartungens Gegenwart ausgewichen. Sie wußte nicht, ob sie ihre Mienen derart in der Gewalt haben würde, um sich nicht zu verraten. Andererseits konnte ihr Nichtkommen Hartungen noch mehr auffallen.

So nahm sie ihren Mut zusammen, wappnete sich mit erzwungener Gleichmütigkeit und ging nach oben.

Als sie die Tür öffnete, drohte sie die Selbstbeherrschung doch einen Augenblick zu verlassen.

Da lag Edgar wirklich lang ausgestreckt auf der Chaiselongue und mit so selbstverständlicher Ruhe und Gelassenheit, als gehörte er hierher.

Professor von Hartungen aber stand daneben und war gerade dabei, seinen Fuß zu bandagieren.

„Schwester Carmen, sind Sie da?" fragte der Professor, ohne sich nach ihr umzuwenden. „Bitte, wollen Sie mir den Verbandkasten dort vom Fenster reichen."

Carmen brachte das Gewünschte, ohne den Vetter eines Blickes zu würdigen, stellte es neben Hartungen auf einen Stuhl, und wandte sich dann ins Zimmer zurück, ohne ihm wie sonst hilfreiche Hand zu leisten.

Ihr war nichts Menschliches fremd, und sie gehörte nicht zu den übersensitiven Frauen, die keinen Blutstropfen sehen können, ohne in Ohnmacht zu fallen. Im Gegenteil, sie hatte vielen schwierigen Operationen beigewohnt, mit den verschiedensten Aerzten an Operationstischen gestanden und kaltblütig die nötigen Handreichungen gemacht. Prüderie und falsche Scham waren ihr fremd. Aber jetzt, mit Hartungen zusammen, hätte sie selbst Edgars nackter Fuß gepeinigt.

Hartungen machte den Verband allein. Dann wandte er sich um:

„Graf Laßwitz — Schwester Carmen," stellte er vor.

Während Carmen ihren Kopf kaum merklich neigte, verbeugte sich Laßwitz, so gut es seine Lage gestattete, höflich aber steif. Da atmete sie auf. Er verstand es wenigstens, Komödie zu spielen.

„Der Herr Graf hat sich eine leichte Verstauchung des Fußknöchels zugezogen," wandte Hartungen sich an die Schwester. „Es ist nichts Bedeutendes und wird in kurzer Zeit bei nötiger ruhiger Lage behoben sein. Fieber ist auch nicht vorhanden, doch klagt der Herr Graf über Kopfschmerzen und wünscht eine kalte Kompresse. Wollen Sie dafür sorgen?"

(Fortsetzung folgt)

Bunte Chronik

Das Kriegsschiff ohne Besatzung

Wilhelmshaven. Donnerstag, vormittag um 8 Uhr, ist das frühere Linienschiff „Zähringen" zu interessanten Fernlenkversuchen auf die See hinausgefahren. Die Versuche erreichten erst in den Nachmittagsstunden ihr Ende.

Die deutsche Reichsmarine beschäftigte sich schon seit langer Zeit mit der Frage der Fernlenkung von Schiffen und hat diesem Problem besonders während des Krieges ihre Aufmerksamkeit zugewandt. Die Versuche, die man gemacht hat, haben während des Krieges sogar schon zur praktischen Verwendung von Fernlenkbooten geführt. Diese wurden von einem Flugzeug aus drahtlos gesteuert, während sie selbst keinerlei Besatzung hatten.

Die Reichsmarine hat ihre Versuche mit Fernlenkschiffen auch nach dem Kriege fortgesetzt und in umfangreicher Weise durchgeführt. Im Zusammenhang damit hat man einen Umbau des früheren Linienschiffes „Zähringen" vorgenommen, um mit diesem das Fernlenken praktisch zu erproben. Das Schiff wird völlig automatisch betrieben und benötigt keinen Mann Besatzung. Die Maschinen besitzen Rohölfeuerung, und auch die Wasserpumpen sind selbstätig. Gesteuert wird das Schiff durch Radiowellen, die von einem Schiff, das die „Zähringen" begleitet, gesandt werden. Für die Fernlenkung wurde die Steuerung der „Zähringen" mit einer Empfangsanlage versehen. Eine Antenne nimmt auf der „Zähringen" die Wellen des begleitenden Schiffes auf. Dadurch wird die Steuerungsapparatur beeinflußt, so daß bei den heutigen Versuchen die „Zähringen" nach jeder gewünschten Richtung hin ihre Bewegungen und ebenso auch mit jeder gewünschten Geschwindigkeit ausführte.

Auch der Fall, daß die Antenne des früheren Linienschiffes heruntergeschossen wird, ist vorgesehen. In dem gleichen Augenblick, in dem dies geschieht, steigt nämlich, durch einen selbsttätigen Mechanismus in Bewegung gesetzt, eine neue Antenne aus dem Schiffsinnern heraus. Um ein Sinken des Schiffes nach Möglichkeit zu verhindern, befindet sich in seinem Innern eine große Ladung Kork.

Die Probefahrt ist günstig und zur Zufriedenheit der Sachverständigen verlaufen. Damit eröffnen sich aber auch ganz neue Aussichten für die künftige Entwicklung der Seeschiffahrt. Praktisch werden die Fernlenkschiffe wahrscheinlich vorerst bei den Uebungen der Marine eine Rolle spielen. Auch die deutsche Handelsflotte wird an diesem gewaltigen Fortschritt der Seeschiffahrt nicht vorübergehen können.

Woran erkennt man eigentlich den Typhus?

Einige einfache Ratschläge, die unbedingt zu befolgen wären.

Da zum Wesen irgendeiner Epidemie ihre Ausbreitung gehört, kann man nach dem heutigen Stand der Dinge nicht mehr von einer „Potsdamer Typhusepidemie" im strengen Sinne des Wortes sprechen. Nach den letzten Nachrichten nehmen die Erkrankungen nicht mehr zu, vielmehr sind sie im Abflauen. Dennoch ist es angebracht, eben weil der Typhus an sich dadurch noch nicht ausgerottet ist, auf die Erscheinungen des Typhus hinzuweisen.

Berechtigt taucht der Typhusverdacht dann auf, wenn man an sich selbst oder bei anderen Fieber mit leichtem Frösteln, das nicht zu Schüttelfrost ausartet, Kopf-, Kreuz- und Gliederschmerzen, Stechen in der linken Seite des Leibes (Milzgegend), Schwindel und Benommenheit beobachtet. Die Häufigkeit der Durchfälle, die man gemeinhin als die Typhuszeichen geneigt ist anzusehen, ist jedoch kein „Spezifikum" dieser Krankheit. Vielmehr ist es das sehr hohe Fieber, das treppenförmig, das heißt von Tag zu Tag zunehmend, sich einstellt und täglich nur geringen Schwankungen unterworfen ist (der Unterschied zwischen Morgen- und Abendtemperatur beträgt höchstens ¾ bis 1 Grad), das für den Typhus bezeichnend ist.

Die große Zahl und die Art der subjektiven Krankheitserscheinungen lassen natürlich die eindeutige Typhusdiagnose nicht zu. Sind doch die meisten genannten Symptome auch solche, der Fisch-, Wurst- und Fleischvergiftungen, schwerer Magen- und Darmstörungen, der Hirnhautentzündung oder gar Malaria. Darum wird auch der Nichtarzt das tatsächliche Vorhandensein einer Typhuserkrankung niemals feststellen können, wohl ist aber der Arzt auf Grund objektiver Untersuchungsmethoden in der Lage, in allerkürzester Zeit die Diagnose zu stellen.

Ebenso wichtig, wie die rechtzeitige Feststellung der Typhuserkrankung, ja noch wichtiger, ist ihre Vermeidung. Und hierbei wird allzuoft die Möglichkeit der Typhusbekämpfung unterschätzt. Die Vermeidung einer Typhusinfektion ist verhältnismäßig leicht. Darin ist der Typhus weniger gefährlich als Scharlach oder Masern, gegen die man sich fast nicht oder wie gegen Diphtherie nur äußerst schwer schützen kann. Es gibt eine Reihe von Maßnahmen, deren strenge Innehaltung eine Typhusansteckung, selbst zu Zeiten von „Epidemien", so gut wie ausschaltet. Denn der Typhus ist eine Krankheit, die nur durch „Kontakt" übertragen werden kann, insofern, daß zu einer Erkrankung nicht nur die Berührung mit dem Krankheitserreger, sondern ihre Aufnahme in irgendeiner Weise unerläßlich ist. Man muß daher alles vermeiden, um mit den Krankheitskeimen in Berührung zu kommen. Vorerst darf also keine Speise genossen werden, die irgendwie mit Typhusbazillen infiziert sein kann. In erster Linie kommt hierbei verunreinigte Milch und Obst in Frage.

Darum nur abgekochte Milch, gekochtes oder geschältes, sorgfältig gewaschenes Obst genießen, wenn auch nur irgendwelche Typhusgefahr in Sicht ist. Für die Verbreitung des Typhus kann angesichts dieser Tatsache natürlich sehr viel der Umstand beitragen, wenn irgenein Typhuskranker oder Bazillenträger (solche Menschen, die Typhusbazillen tragen und ausscheiden, ohne selbst krank zu sein) in einer Molkerei, als Fleisch- oder Obstverkäufer tätig sind. Bei Wasserepidemien, wo die Krank-

Bübchen wird erzogen

Vater: Ganz gewöhnlicher Europäer, verheiratete sich vor zweieinhalb Jahren mit — —

Mutter: Ganz durchschnittlich, wurde vor anderthalb Jahren Mutter von Bübchen, das nicht ganz gewöhnlich ist. Es ist das süßeste Geschöpf dieser Welt, es ist das artigste Kind, das man sich denken kann. Es hat die verschiedenartigsten Veranlagungen, und wenn es Zeit und Lust hat, ist es das liebenswerteste, reizendste, gehorsamste usw. Kind, das jemals geboren wurde — — — von Mutter, versteht sich...

Die Handlung spielt in der Wohnstube.

Zeitpunkt: Das Zeitalter des Kindes, der Humanität, der Pädagogik, des Dancings und des Lippenstiftes.

1. aber kräftig wirkende Szene:

Mutter (sitzt in einem Lehnstuhl und häkelt an einer Arbeit, die sonst was werden kann, für alle Zwecke zu gebrauchen): „Bübchen ist heute gar nicht artig gewesen..."

Vater (auch in einem Lehnstuhl, aber mit dem Feuilleton der Abendzeitung, das fabelhaft spannend ist): „So?"

Mutter: „Du hörst ja gar nicht, was ich sage!"

Vater: „Ja — nein — was sagtest Du?"

Mutter: „Ich sagte, daß Bübchen heute gar nicht artig war."

Vater: „Hast du ihm da wenigstens die Hosen stramm gezogen?"

„Nein, — bildest Du Dir wirklich ein, daß ich bei jeder Gelegenheit auf das Kind losschlagen soll...?"

„Nein, nicht bei jeder Gelegenheit, aber er ist nun wirklich bald groß genug, um endlich etwas artiger zu sein. Ich entsinne mich nicht, in welchem Blatt ich das gelesen habe, und welcher Arzt bei irgendeiner Gelegenheit geschrieben hat, daß ein Kind während der ersten zwei Lebensjahre erzogen werden müsse, es scheint wirklich etwas daran zu sein. Die Seele des Kindes ist ja in den ersten beiden Jahren sehr empfänglich...?"

Mutter (leicht irritiert): „Ach, — hör doch auf mit Deiner wissenschaftlichen Suade. Kinder müssen nicht mit Prügel sondern durch gute Beeinflussung erzogen werden. Früher prügelte man die Kinder, wenn sie unartig waren, aber heute..."

„Zur rechten Zeit und auf die rechte Art..."

„Ach, Unsinn. Deine Mutter hat mir ja zwar erzählt, daß Du ziemlich, — na, wie soll ich sagen — handgreiflich erzogen worden bist — bis zu Deiner Konfirmation, ja, sogar noch länger — — aber — —"

Vater (in seiner Stimme ist jetzt ein Zusatz von 25 Prozent Hohn): „Ja, ich war damals ein richtiger Junge, ich hing nicht immer meiner Mutter am Schürzenband, ich war ein richtiger Junge, ganz einfach und nicht ein „süßer, kleiner Kerl" — — Und Bübchen soll auch ein Junge werden."

„Das kann er ja auch, ohne früh und spät Prügel zu bekommen..."

heitskeime sich im Trinkwasser befinden, ist natürlich die Verbreitung durch abgekochtes Wasser auszuschalten.

Allerorberstes Gebot ist aber in allen Fällen sorgfältigste Reinlichkeit. So den Speisen, wie sich selbst gegenüber Desinfektion aller Gefäße und Einrichtungen, die der Aufnahme menschlicher Ausscheidungen dienen. Waschen der Hände vor jeder Mahlzeit und vor der Berührung der Speisen überhaupt! Es sind dies alles Verhaltungsmaßnahmen, die ja im einzelnen von den Gesundheitsbehörden stets rechtzeitig und ausführlich propagiert werden. Die Notwendigkeit ihrer Einhaltung muß mit allem Nachdruck betont werden. Niemals ist die Typhusgefahr so groß, daß die Befolgung hygienischer Gebote nicht zur Vermeidung der Ansteckung führen könnte, nicht durch die Vermittlung der Luft, durch Einatmen übertragen werden können. Selbst der Typhuskranke ist nur dann ansteckend, wenn man sich mit seinen Ausscheidungen, Schweiß, Urin oder Kot verunreinigt. Auch die Verunreinigung von Lebensmitteln oder des Wassers kommt nur in solcher Weise zustande.

Es ist selbstverständlich, daß, wenn eine „Typhusgefahr" besteht, die Zahl jener Menschen, die auch in normalen Zeiten stets „krank" sind, weil sie sich eben einbilden, krank zu sein, das Heer der Hypochonder zunimmt. Und es gibt sicherlich Menschen, denen es genügt, mit Schnellzug durch Potsdam gefahren zu sein, um nun am anderen Tage beim leisesten Kopfschmerz an eine „Typhusansteckung" zu denken. Das kann unter Umständen ein Glück sein für den „Kranken", denn vielleicht kommt er dann in die Behandlung eines Arztes, der mit seinem „Typhus" gleich seine hypochondrische Nervosität auskuriert. Es ist auch durchaus möglich, daß, wenn irgendwo Typhusfälle sind, jemand, auch weitentfernt von dem Herd und der Gegend des Typhus, an Benommenheit, Fieber, Durchfall und anderes mehr erkrankt. Ein ursächlicher Zusammenhang wird wohl zwischen dem Typhus und seiner Erkrankung nicht bestehen. Dennoch soll er dringend zum Arzt gehen, nicht, weil er typhusverdächtig ist, sondern eben, weil er krank ist.

Mit Spritzen gegen Blinddarm-Entzündung?

Berlin. In der letzten Sitzung der Pariser Akademie hat Professor Dr. Vincent, der Professor für experimentelle Pathologie an der Pariser Universität, über die Versuche mit einem neuen Serum berichtet, das gegen verschiedene Infektionskrankheiten, insbesondere aber auch gegen Blinddarmentzündungen sehr erfolgreich angewendet werden könne. Das Serum soll bei allen Entzündungen wirken, die auf den „Bazillus Coli" zurückzuführen sind. Zu dieser wissenschaftlichen Mitteilung, die bei Optimisten den Gedanken einer erfolgreichen Serumbehandlung der Blinddarmentzündung auftauchen läßt, erfahren wir folgendes: Da verschiedene Formen der Blinddarmentzündung als Infektionskrankheiten aufzufassen sind, ist nach den herrschenden Ansichten in der Medizin, grundsätzlich eine Serumbehandlung möglich. Sie scheiterte bisher und wird auch für die nächste Zukunft wohl daran scheitern, daß es keinen Krankheitserreger der Blinddarmentzündung gibt, der als der Krankheitserreger zu betrachten ist. Wenn Professor Vincent bei einer Blinddarmentzündung festgestellt hat, daß dabei Colibazillen krankheitserregend am Werke waren, dann hatte die Behandlung mit einem Anticoliserum, wenigstens theoretisch, einen Sinn. Ob hierbei tatsächlich praktische Erfolge erzielt werden konnten und können, muß die Nachprüfung, die Zukunft zeigen. Bis dahin ist es noch immer oberstes Gebot, Blinddarmentzündungen aller Art rechtzeitig operieren zu lassen.

Das Hotel ohne Zimmer

New-York. Am Broadway in New-York natürlich nur. Für den Neuankömmling bedeutet es das große erste Erlebnis der amerikanischen Tausendwunderwelt, wenn er des Abends im Theaterviertel am Broadway spazieren geführt wird, und die Kilowattmillionen funkeinder und blitzender elektrischer Energie von den taghell erleuchteten Reklametafeln her sein Auge blenden. „Der große weiße Weg" ist eine Sehenswürdigkeit, die keine andere amerikanische Metropole New-York streitig machen kann. Ein Nachteil allerdings hat sich jetzt doch herausgestellt. Einige der Hotels im Theaterviertel, die von um- und gegenüberliegenden Lichtreklamen um das wohltuende Dunkel der Nacht so gut wie völlig betrogen werden, klagen neuerdings, da die elektrische Wirbelei immer toller wird, über schlechte Geschäfte. Die Gäste beschweren sich, daß sie kein Auge zutun können, solange trotz aller Gardinen und Blenden tausendfältiger Glühbirnenglanz durch alle Räume dringt. Nun hat einer der Hotelbesitzer der neuen Lage Rechnung getragen. Er hat sein Hotel geschlossen und vermietet nur noch die Außenwände und das Dach, nämlich für Lichtreklamen. Im Innern des Gebäudes herrscht seit ein paar Wochen gähnende Leere. Alle Liftjungen, Kellner und Hausdiener sind entlassen worden. Und statt ihrer haben sich die Mäuse und Katzen in den Apartements häuslich niedergelassen. Dem Besitzer hat sein radikaler Entschluß eine dicke Stange Goldes eingebracht. Mit dem Lichtreklamemietgeschäft verdient er jetzt beträchtlich mehr Geld, als zuvor mit der Zimmervermietung und dem Hotelbetrieb. Dazuhin ist er auch noch allen Aergers ledig und kann draußen auf dem Lande seine Zinsen fern vom Großstadtlärm als friedlicher Kartoffelbauer verzehren. Sein ehemaliges Hotel ist sechs Stockwerke hoch. Eine Zigarettenfirma mietete sich als erste auf einer der breiten Mauern ein, und sie läßt sich den Spaß monatlich rund tausend Dollars kosten. Neun weitere Reklameschilder, die an den Außenwänden angebracht wurden, bringen dem Hausbesitzer je 50 Dollars wöchentlich ein. So hat er bereits ein gesichertes Einkommen von beinahe 3000 Dollars im Monat. Und bald wird er auch das Dach noch vermietet haben. So lohnend ist das Hotelgeschäft.

Chaplins Mutter gestorben

In Glendale (Californien) ist Frau Hannah Chaplin, die Mutter der beiden Filmschauspieler Charles und Syd Chaplin, gestorben. Hannah Chaplin war in früheren Jahren als Artistin tätig und beriet ihren Sohn Charles bei der Fertigstellung seiner Filme. In seiner Biographie schildert Chaplin eingehend, wie viel er seiner Mutter zu verdanken hat.

Vater (weitere 10 Prozent Hohn): „Ja, — Du hast ja nun mal diese verfl... weichgesottenen Ansichten — was hat denn der Junge eigentlich getan, hat er in der Waschschüssel gepantscht, oder hat er eine andere himmelschreiende Todsünde begangen?"

„Er hat sich an Deinen Schreibtisch herangemacht. Du hast die Schubladen offen stehn gelassen und er hat alle Papiere auf den Fußboden gestreut — einige hat er auch zerrissen. Du könntest auch daran denken, Schubfächer und Schränke zu verschließen, dann könnte so etwas nicht passieren."

Vater (mit steigender Temperatur): „Ja, selbstverständlich, ich werde alles verschließen, große Hängeschlösser werde ich daran hängen, und dann werde ich zuhause bleiben und aufpassen..."

Mutter (60 Grad Celsius): „Du willst doch wohl nicht etwa ein so kleines Kind verantwortlich machen..., er weiß ja nicht, was er darf und was er nicht darf — aber — wo ist Bübchen eigentlich — —?"

Bübchen, der sich weder für die Zeitung noch für das Häkelzeug seiner Mama interessiert, hat selbstverständlich einen Ausflug ins Schlafzimmer unternommen. Auf dem Toilettentisch hat er reichliches Material zu kosmetischen Studien gefunden. (Bübchen ist, wie bereits erwähnt, außerordentlich geweckt.) Er hat bereits den halben Inhalt einer Puderdose verspeist, denselben Weg gingen zwei Augenbrauenstifte, und jetzt ist er gerade damit beschäftigt, mit astringierendem Badewasser nachzuspülen und sich mit Hautcreme den Mund auszuschmieren, denn alles Vorhergegangene hat nicht etwa gut geschmeckt, aber immerhin: es war doch mal was anderes als Griespamps.

Mutter (sichtbar erregt): „Neeee — — — — wie sieht der Junge aus — o — Gottogott — für vier Mark Puder..."

Vater (kommt herbeigestürzt und erfaßt die Situation mit einem Blick): „Ja — der ganze Farbenladen! Das kommt davon, wenn man seine Sachen nicht so unterbringt, daß es für ein kleines Kind ganz unmöglich ist, dabei zu kommen (noch 10 Prozent Hohn). Was machst Du eigentlich überhaupt mit all dem — äh — Plunder, dem Dreck da — überlasse das doch den jungen Dingern, die auf Jagd nach dem Mann gehen — was brauchst Du — als verheiratete Frau — Dich mit solcher Kriegsmalung zu übertünchen — diese Bemörtelung mit Schminke — igittigitt — usw." Ach! — Krach! — Bumms! — Plärren! — Heulen! — Zetern...

Und da sagt man — — nichts verbindet zwei Menschen mehr — als ein Kind!"

An der Mannigfaltigkeit der Welterscheinungen freut sich der Lebemensch, an der Einheit dieser Mannigfaltigkeit der höhere Forscher.

*

Ein großer Mensch ist derjenige, der sein Kinderherz nicht verliert.